

Alternative für Migranten

Parteien Viele Menschen mit Einwanderungsgeschichte wählen die AfD. Manche machen sogar Karriere in der rechtsextremen Partei.

Auf der linken Brust, hoch bis zur Schulter, hat sich der AfD-Aktivist Serge Menga den Kopf eines Leoparden tätowieren lassen. Das Raubtier reißt sein Maul auf und fletscht die Zähne. Es soll die Demokratische Republik Kongo symbolisieren, Mengas Geburtsland. Daneben prangt der Bundesadler, das Zeichen für »die Heimat seines Herzens«, wie er Deutschland nennt. Mengas Eltern kamen in den Achtzigerjahren als Flüchtlinge hierher und beantragten Asyl, damals war er elf Jahre alt.

Adler und Leopard, für Menga passt das gut zusammen. Das Tattoo hat er sich in einem Studio in Stuttgart stechen lassen, das laut Eigenwerbung patriotische deutsche Motive »zum Sonderpreis« anbietet, es gibt ein YouTube-Video davon. Auch auf seinem Instagram-Kanal präsentiert er sein Tattoo. Ein Account namens »Team Weidel« hat daneben ein blaues Herz gepostet. In der Kommentarspalte wird Menga, der schwarze AfD-Anhänger, gefeiert und beleidigt. Darin zeigen sich Zuspriech, Irritation, Wut und offener Rassismus.

»Die schieben dich trotzdem ab onkle Tom«

»Bester Mann 🇩🇪🇰🇪🇰🇪«

»Bezahlter Knecht«

»Er denkt er ist deutscher mit dem tattoo 🇩🇪🇩🇪🇩🇪🇩🇪🇩🇪🇩🇪«

»Du hast uns verraten 🇩🇪«

»Bro, du machst's dich lächerlich«

Ein AfD-Anhänger mit kongolesischen Wurzeln und Fluchtgeschichte? Das passt für viele Leute nicht zusammen.

Das Bundesamt für Verfassungsschutz sieht laut einem Gutachten vom April Anhaltspunkte für ein »ethnisch-abstammungsmäßiges Volksverständnis« der AfD. Politiker der Partei haben eine »millionenfache Remigration« gefordert. Deutsche mit Migrationshintergrund würden von führenden Mitgliedern der Partei nicht als vollwertige Staatsbürger angesehen, befand das nordrhein-westfälische Oberverwaltungsgericht im Mai 2024.

Und trotzdem ist Serge Menga, 48, AfD-Fan und tingelt nun von einer Parteiveranstaltung zur nächsten, tritt als Redner auf, versucht, sich auf sozialen Medien als Influencer zu etablieren, wirbt um Stimmen für Rechtsaußen.

Es gibt viele AfD-Anhänger mit Migrationshintergrund. Laut einer repräsentativen Umfrage im Auftrag der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung von Oktober 2024

bis Januar 2025 würde fast jeder Fünfte mit Migrationsgeschichte die AfD wählen, »wenn am Sonntag Bundestagswahl wäre«. Auch 14 Prozent der befragten Ausländerinnen und Ausländer würden ihr Kreuz demnach bei der AfD setzen, wenn sie wählen dürften. Bei Spätaussiedlern, Aussiedlern und Menschen mit polnischen Wurzeln ist die AfD besonders beliebt, aber auch manche Türkeistämmige sympathisieren mit der rechtsextremen Partei.

Der SPIEGEL hat mit einer AfD-Bundestagsabgeordneten in Berlin gesprochen, deren Eltern Russlanddeutsche sind, mit einem bayrischen Lokalpolitiker und dessen türkisch-kurdischem Vater in Miltenberg sowie einem polnischstämmigen AfD-Wähler in Solingen. Und eben mit Serge Menga, dem Mann aus der Demokratischen Republik Kongo.

Serge Menga – AfD-Aktivist mit kongolesischem Hintergrund

Er sitzt an einem Novembertag im T-Shirt auf der Dachterrasse eines Hotels in der kongolesischen Hauptstadt Kinshasa, das Gespräch findet per Videocall statt. Menga erzählt, er sei Unternehmer und habe eine Firma mit Sitz in Kinshasa, es gehe um kleinere Landwirtschafts- und Entwicklungsprojekte. Deshalb sei er weiterhin regelmäßig in dem zentralafrikanischen Land, sagt der AfD-Anhänger: »Ich fühle mich meiner alten Heimat noch immer sehr verbunden.«

Deutsche mit afrikanischen Wurzeln zählen nicht zu der bevorzugten Zielgruppe der AfD-Oberen. Unvergessen bleibt, wie 2016 der damalige stellvertretende Vorsitzende und heutige Ehrenvorsitzende Alexander Gauland den deutschen Fußball-Weltmeister von 2014, Jérôme Boateng, beleidigte. Dieser hat einen ghanaischen Vater und eine deutsche Mutter. »Die Leute finden ihn als Fußballer gut«, sagte Gauland, »aber sie wollen einen Boateng nicht als Nachbarn haben.«. Auf dem Twitter-Account des damaligen Bundestagsabgeordneten Jens Maier wurde der Sohn des ehemaligen Tennisstars Boris Becker 2018 als »kleiner Halbneger« verunglimpft.

Rassistische Ausfälle dieser Art gibt es bei AfD-Politikern immer wieder. Sie sind aber offenkundig nichts, was die Begeisterung Serge Mengas für die Partei mindern würde. Er hat seine eigene Sicht auf das Thema Rassismus.

»Der Rassismusvorwurf wird häufig instrumentalisiert«, findet Menga. Die Aussagen Einzelner in der AfD würden aufgebauscht. Der Rassismus hingegen, der von einzelnen Migrantengruppen aus dem Nahen Osten gegen Schwarze oder andere Ethnien ausgehe, werde ignoriert. »Es muss halt ins Weltbild der Linken passen, damit es als problematisch empfunden wird«, sagt er.

Von dieser Seite werde ihm vorgeworfen, er lasse sich von der AfD vor den Wagen spannen. Auch das sei Rassismus, sagt er. Warum? »Weil man einem maximalpigmentierten Menschen wie mir die Intelligenz abspricht, für sich selbst zu entscheiden, was für ihn die richtige Partei ist.«

Die Black Community in Deutschland und Europa präsentiere sich zu oft in der Opferrolle, sagt er. Um klarzumachen, dass er anders denkt, veröffentlichte er gemeinsam mit dem Rechtsextremisten und »Reichsbürger« Björn Winter einen eigenen Song mit dem Titel »Darf ich nicht«, samt KI-Video. »Herzlich willkommen, hier spricht die Sprachpolizei«, lautet eine Zeile darin. In Dauerschleife singt Menga: »Sag doch mal Negerkuss.« »Darf ich nicht«, antwortet sein Duettpartner. Es ist ein verstörender Auftritt. Schwarze tanzen in Strohröcken, ein kleiner Affe schlägt penetrant mit dem Löffel gegen eine Glocke.

»Das ist Satire«, sagt Menga.

Der Deutschkongolese machte erstmals nach Silvester 2015 auf sich aufmerksam. In der Neujahrsnacht waren Frauen am Kölner Hauptbahnhof massenhaft sexuell belästigt worden, die Tatverdächtigen stammten vor allem aus Nordafrika. Menga forderte in einem Facebook-Video kriminelle Ausländer dazu auf, das Land zu verlassen.

Das Thema Sicherheit sei ihm wichtig, sagt er im Interview – und kommt dann auf die »Stadtbild«-Debatte zu sprechen. Er mache sich Sorgen um seine beiden Töchter, wenn sie abends unterwegs sind. »Und auf einmal bemerkt auch der Kanzler, dass sich das Stadtbild verändert hat«, sagt er. Merz versuche doch nur, am rechten Rand zu fischen.

Den rechten Rand besetzt aber bereits die AfD. Und dort träumt man zum Beispiel davon, die Grenzen für Asylsuchende komplett zu schließen. Fände Menga, einst selbst Flüchtlingskind, das wirklich gut? »Ja«, sagt er. »Nein. Weil Deutschland nicht meine Heimat geworden wäre, wenn das in den Neunzigern



Daniel Löß / dpa / picture alliance

Redner Menga: »Das Land verkraftet nicht noch mehr Flüchtlinge«

der Fall gewesen wäre.« Und ja, weil die Situation heute eine andere sei. Das Land verkraftet nicht noch mehr Flüchtlinge. Vor allem nicht solche, die sich »auf Kosten der deutschen Bevölkerung den Arsch platt sitzen«.

Kerim Erdem – AfD-Lokalpolitiker mit kurdischen Wurzeln

Kerim Erdem, 35, ist der Sohn einer deutschen Mutter und eines Kurden, der in den Achtzigerjahren aus politischen Gründen aus der Türkei flüchtete. Seit dem vergangenen Jahr ist er stellvertretender Vorsitzender der AfD im Kreisverband Miltenberg in Unterfranken.

Erdem sitzt im Café eines Gartencenters am Rande Aschaffenburgs. Neutrales Terrain. Viele hätten ihm abgeraten, mit dem SPIEGEL zu sprechen, sagt er. Das Misstrauen gegenüber der Presse ist in der AfD groß. »Ich finde es aber wichtig für eine Demo-

kratie, dass man sich austauscht und debatiert«, sagt Erdem. Er habe »gute Gründe«, warum er in die AfD eingetreten sei, und die wolle er gern erklären.

»Eine große Rolle hat die Pandemie gespielt«, sagt Erdem. Damals habe er sich massiv in seinen Freiheitsrechten eingeschränkt gefühlt. Viele der Maßnahmen habe er »schwachsinnig« gefunden. Erdem sagt, er habe sich gut über die Parteien informiert. Er schaute bei einem Stammtisch der CSU im Landkreis vorbei und besuchte auch die Freien Wähler. Er habe dabei offen erzählt, was er von den Coronamaßnahmen halte und dass er nicht geimpft sei. »Da war ich sofort der Böse«, sagt er. Ganz anders bei einem AfD-Treff. »Die haben mir zugehört, es war ein gutes Gespräch.« Auch das Parteiprogramm habe ihn angesprochen. Weniger Fluchtmigration, keine Windräder, die Ablehnung des »Genderwahns«, das gefiel ihm alles.

Im Februar trat er bei der Bundestagswahl als Direktkandidat für die AfD im Wahlkreis Main/Spessart an und holte in seiner Heimatstadt Miltenberg mehr als 20 Prozent, auch wenn er den Sprung in den Bundestag nicht schaffte.

Erdems große Themen sind »kriminelle Ausländer« und »die Masseneinwanderung aus Ländern wie Syrien oder Afghanistan«. In den vergangenen Jahren haben sich viele Meinungsforscher und Sozialwissenschaftlerinnen mit der Frage beschäftigt, warum sich Menschen in Deutschland der AfD zuwenden. Sie tun es häufig aus Protest gegen die etablierten Parteien, viele sind getrieben von Sorgen und Groll. Sie haben oftmals Angst vor dem sozialen Abstieg, vor Kriminalität, vor Veränderungen. Und sie lehnen die derzeitige Flüchtlingspolitik ab.

Dasselbe gilt wohl auch für AfD-Anhänger mit Migrationshintergrund. Jeder Fünfte in Deutschland ist selbst eingewandert oder



AfD-Mitglied Erdem, AfD-Abgeordnete Zimmer, AfD-Wähler Raczek: Zu viel in diesem Land sei inzwischen ungerecht

hat Eltern, die im Ausland geboren wurden. Das sind 21 Millionen Menschen aus unterschiedlichen Ländern mit sehr unterschiedlichen Einwanderungsgeschichten, Religionen und Kulturen.

Wer als Sohn eines türkischen Vaters aufwuchs, empfindet nicht zwangsläufig Empathie für afghanische Asylsuchende. Nur weil jemand einst als Spätaussiedler aus Russland oder Polen kam, muss er keine flüchtlingsfreundliche Politik befürworten. Auch zwischen unterschiedlichen migrantischen Milieus gibt es Ressentiments, Rassismus und Verteilungskämpfe. »Deutsche mit Einwanderungsgeschichte ticken grundsätzlich nicht anders als Deutsche ohne Einwanderungsgeschichte«, sagt denn auch der Münchner Politikwissenschaftler Andreas Wüst.

Kerim Erdem ist Familienvater. Seine Schwiegermutter gehe manchmal mit seinem zweijährigen Kind auf den Spielplatz im Park Schöntal in Aschaffenburg, sagt er. Das ist jene Grünanlage, in der im Januar 2025 ein Afghane eine Kindergartengruppe mit dem Messer angegriffen hat. Der psychisch Verwirrte tötete einen zweijährigen Jungen und einen 41-jährigen Mann. Die schreckliche Tat befeuerte die Diskussion um ausländische Straftäter in Deutschland – auch bei den Erdems.

Die jetzige Asylpolitik führe ins Desaster, sagt Kerim Erdem. Es müsse jedem klar sein, dass es schlicht unmöglich sei, so viele junge und zum Großteil schlecht gebildete Männer zu integrieren. Auch sein Vater teile diese Meinung, der selbst als Flüchtling gekommen sei und nicht einmal die deutsche Staatsbürgerschaft besitze.

Familie Erdem betreibt in Miltenberg ein Restaurant mit gutbürgerlicher Küche, das

»Bootshaus«. Von Aschaffenburg ist man mit dem Auto in 40 Minuten dort. Das Lokal liegt direkt an der Promenade, innen sind die Wände holzvertäfelt. Auf der Speisekarte stehen urdeutsche Gerichte wie Schnitzel mit Pommes oder Tafelspitz mit Salzkartoffeln.

Kerim Erdems Vater Fehmi macht Kaffee und setzt sich mit an den Tisch. »Wenn ich Deutscher wäre, würde ich auch die AfD wählen«, sagt er. »Es geht so vieles den Bach runter.« Während der Coronapandemie seien sie mit dem Bootshaus gerade so über die Runden gekommen. Als es endlich wieder aufwärtsging, seien rund 50 Flüchtlinge nebenan in ein ehemaliges Hotel eingezogen. Früher sei seine Terrasse im Sommer immer gut besucht gewesen. Viele Gäste würden jetzt aber von den jungen Männern aus der Unterkunft abgeschreckt, die auf der Promenade abhingen.

Damals, als er in den Achtzigern nach Deutschland kam, habe er hart arbeiten müssen. »Ich habe mir alles selbst aufgebaut«, sagt er. »Mein Verständnis für Leute, die einfach nur die Hand aufmachen, ist null.«

Die Erdems sind eine multikulturelle Familie – die deutsche Mutter, der kurdische Vater, dessen jetzige Ehefrau aus Rumänien stammt. Er selbst sei kein Muslim, sagt Kerim Erdem, aber es gebe Frauen in seiner Verwandtschaft, die gläubig seien und Kopftuch tragen. Wie blickt er dann auf Alice Weidels Schimpftirade gegen Muslime 2018 im Bundestag? Die Fraktionschefin sprach von »Burkas, Kopftuchmädchen, alimentierten Messermännern und sonstigen Taugenichtsen«, die den deutschen Wohlstand nicht sichern helfen würden. »Ich selbst hätte

andere Worte gewählt«, sagt er. »Aber nur in Bezug auf die Kopftuchmädchen. Beim Rest gehe ich mit.«

Christoph Raczek – polnischstämmiger AfD-Wähler

Christoph Raczek arbeitet als Bauunternehmer in Solingen. Draußen: Bagger, Holzpaletten, Gerüste. Drinnen riecht es nach Kaffee und Zigarettenrauch. Ein kleines Kreuzifix hängt über dem Türrahmen in seinem Büro. Er ist ein kräftiger Mann mit freundlichen Augen und schallendem Lachen. Nur das gerollte R lässt erahnen, dass Deutsch nicht seine Muttersprache ist. Nach Deutschland kam er 1989, wie so viele Polen. Heute spricht er von »uns Deutschen«. Und er wählt eine Partei, die Zuwanderung in weiten Teilen ablehnt, obwohl er selbst einst als Migrant hierherkam.

Laut der Studie der Konrad-Adenauer-Stiftung ist die AfD unter polnischstämmigen Personen mit einem Anteil von 33 Prozent die stärkste Partei, gefolgt von der Union, die von einem Viertel bevorzugt wird.

Zu viel in diesem Land sei inzwischen ungerecht, findet Raczek. Zum Beispiel dass etliche Leute Bürgergeld erhielten, obwohl sie arbeiten könnten. Oder dass übertrieben viele finanzielle Mittel in die Versorgung und Unterbringung Asylsuchender flößen, während die Schulen in einem miserablen Zustand seien, auch in Solingen. »Die jetzige und auch die letzte Regierung lässt uns deutsche Bürger im Stich«, findet Raczek.

Nicht bei allem stimmt er der AfD zu. »Remigration«, sagt er, »ist ein bisschen hart formuliert.« Er habe nicht grundsätzlich etwas gegen Ausländer, schließlich arbeite-

ten in seinem Betrieb fast nur Menschen mit Migrationshintergrund, Italiener, Griechen, Albaner. Mit all denen komme er gut klar.

Erst »südlich von Albanien«, da würde es schwierig. Mit den Muslimen habe er »Probleme«, sagt er, und er bemüht das übliche AfD-Vokabular, wenn er von der »Islamisierung« Deutschlands spricht. Es gefällt ihm nicht, wenn er irgendwo hört, dass Weihnachtsmärkte plötzlich in Wintermärkte umbenannt, dass Kruzifixe in Klassenzimmern abgehängt würden. Kein Wunder also, dass er mit der AfD sympathisiert. Antimuslimische Narrative zögen sich »wie ein roter Faden« durch alle Programme der Partei, heißt es in einem Bericht des Expertenkreises Muslimfeindlichkeit im Auftrag des Bundesinnenministeriums.

Diana Zimmer – AfD-Bundestagsabgeordnete und Tochter von Spätaussiedlern

Diana Zimmer ist mit ihren 27 Jahren die Jüngste in der männerlastigen Bundestagsfraktion der AfD. Aber nicht nur Alter und Geschlecht lassen sie aus ihrer Partei herausstechen, sondern auch die Einwanderungsgeschichte ihrer Familie. Im Parlament schneiden die extremen Rechten bei Vielfalt und Gleichberechtigung so schlecht ab wie

»Wenn sie die Leiter einmal erklommen haben, ziehen sie sie hoch.«

Jannis Panagiotidis, Historiker

keine andere Partei: Es gibt nur 18 Frauen in der 151 Mitglieder starken Fraktion, und nur 9 Abgeordnete haben einen Migrationshintergrund.

Ihre Eltern sind in den Neunzigerjahren aus dem Ural ins baden-württembergische Pforzheim übergesiedelt, »zurück in die historische Heimat«, wie Zimmer sagt, die in Deutschland geboren wurde. Wo bei anderen Teenagern Poster von Rappern die Wände schmückten, hatte Zimmer als Jugendliche eine Deutschlandflagge aufgehängt, und sie sang mit Begeisterung die Nationalhymne, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Ihr Zuhause sei konservativ, die Eltern seien »treue CDU-Wähler« gewesen – bis die Union mit Merkel »nach links rückte«.

Bereits mit 18 trat Diana Zimmer in die AfD ein. Ihr gefiel nicht, wie Deutschland sich entwickelte. Es war die Zeit der Flüchtlingskrise in Europa, und auch nach Pforzheim kamen vermehrt Asylbewerber. Sie

sei als blonde junge Frau auf dem Weg zum Gymnasium immer wieder angemacht, eine Freundin sogar von einem Migranten begrapscht worden. Damals habe sich »etwas verändert in den Straßen«, sagt Zimmer.

Wer glaubt, die AfD sei vor allem ein ost-deutsches Phänomen, kann sich in Diana Zimmers Heimatstadt eines Besseren belehren lassen. Im baden-württembergischen Pforzheim, 130.000 Einwohner, war die AfD stärkste Kraft im Gemeinderat, bis im April drei Mitglieder im Streit austraten. Zimmer ist im Viertel Buckenberg-Haidach aufgewachsen, das auch Klein-Moskau genannt wird. Tausende Spätaussiedler wohnen in den Hochhäusern. Der russische Supermarkt heißt Mix Markt und verkauft tiefgekühlte Pelmeni, Trockenfisch und Plombir-Eis, eine russische Leckerei.

Rund 2,7 Millionen Aussiedler und Spätaussiedler leben in Deutschland. Laut einer Studie des Deutschen Zentrums für Integrations- und Migrationsforschung vom Januar können sich bundesweit knapp 30 Prozent der Menschen mit Wurzeln in der ehemaligen Sowjetunion vorstellen, für die AfD zu stimmen. In Buckenberg, Zimmers Heimat, gab bei der Kommunalwahl 2024 sogar jeder Zweite seine Stimme der AfD.

Experten nennen so etwas Echokammer-effekt. Dort, wo viele Menschen mit dem-

BANGLADESCH: Unser Team versorgt den 4-jährigen Shofi. Er hat eine entzündete Wunde und sein Vater Anas M. beruhigt ihn. Sie sind Rohingya und leben im größten Geflüchteten-camp der Welt. © Ante Bußmann/MSF



MIT IHRER SPENDE HALTEN SIE HOFFNUNG AM LEBEN

Mit **51 Euro** kann **ÄRZTE OHNE GRENZEN** zum Beispiel das sterile Material bereitstellen, um die Wunden von 15 Patient*innen zu versorgen.

♥ Jetzt spenden



Spendenkonto: SozialBank
Empfänger: **ÄRZTE OHNE GRENZEN e. V.**
IBAN: DE72 3702 0500 0009 7097 00
BIC: BFSWDE33XXX
www.aerzte-ohne-grenzen.de/spende


MÉDECINS SANS FRONTIÈRES
ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V.
Träger des Friedensnobelpreises



Lesen, was gut ist.

Eine renommierte Jury hat im November erstmals den SPIEGEL Buchpreis für belletristische Literatur vergeben. Entdecken Sie auf shop.spiegel.de/buchpreis alle 20 platzierten Titel und noch viel mehr aus der Welt der guten Bücher.



SPIEGEL Shop

selben Hintergrund zusammenleben, verstärken sich gewisse politische Ansichten, werden abweichende Meinungen ausgeblendet. Im Fall der Spätaussiedler spielen sicher auch die russlandfreundlichen Positionen der AfD eine Rolle.

Zimmer sieht sich in ihrer Politik durch die Wahlerfolge ihrer Partei bestätigt. Ihr wichtigster Programmpunkt: »Illegale Migration muss unterbunden werden.« Wer allerdings schutzbedürftig sei und sich an die Gesetze halte, müsse keine Angst vor Abschiebung haben. Da argumentiert sie ähnlich wie ihr Parteikollege Kerim Erdem aus Miltenberg.

Es klingt gemäßigter als das, was viele andere in der AfD fordern. Parteichefin Weidel wünscht sich »Rückführungen im großen Stil«. Der Thüringer AfD-Chef Björn Höcke forderte ein »groß angelegtes Remigrationsprojekt« mit »wohltemperierter Grausamkeit«. Deutschland könne gut mit 20 bis 30 Prozent weniger Menschen leben.

Es sind radikale Vertreibungsfantasien. Dass die Russlanddeutschen, deren Vorfahren selbst vielfach Opfer von Deportationen wurden, so wenig Anstoß daran nehmen, ist erstaunlich. Auch Diana Zimmer wird einsilbig, wenn es um die Rechtsextremisten in der AfD geht. Dazu wolle sie nichts sagen. Sie wolle Kollegen nicht bewerten.

Der Historiker Jannis Panagiotidis forscht an der Universität Wien zu Russlanddeutschen und ihrer Geschichte. Er spricht von einem »postsozialistischen Wahlverhalten«. Es dominiere die Sorge um die wirtschaftliche Lage und den eigenen Status. »Der als prekär empfundene Wohlstand wird verteidigt, und das geht für viele am besten mit der AfD«, sagt Panagiotidis.

Auffällig bei den Russlanddeutschen sei das Phänomen der »doppelten Fremdheit«, wie es Panagiotidis nennt. Oft sei zu hören: »In Russland galten wir als deutsche Faschisten, hier in Deutschland sind wir die Russen.« Das Gefühl, nirgendwo richtig dazuzugehören, werde als »tief sitzende Kränkung« erlebt. Zumal sich die Spätaussiedler selbst nicht als Migranten sehen, sondern eben als »Heimkehrer«, sagt der Migrationsforscher. »Sie betrachten sich als Deutsche und wollen auch so wahrgenommen werden.« Weil das aber oft nicht geschieht, wählten manche von ihnen aus Frustration eine besonders nationalistische Partei.

»Der sicherste Weg, um sich als Inländer zu positionieren, ist, sich gegen Ausländer zu positionieren«, sagt Panagiotidis. Viele »etablierte Migranten« suchten in der Folge Distanz zu den Neuankömmlingen. Der soziale Aufstieg wird nicht allen gegönnt. »Wenn sie die Leiter einmal erklommen haben, ziehen sie sie hoch.«

Katrin Elger, Patricia Friedek, Christine Keck